



Foto: Peter Geiger

„Es kommt immer drauf an, wo man geistig ist“

Ein Spaziergang durch das Lebenswerk des Reiseveranstalters und Fotografen Herbert Grabe

Eigentlich wäre er zur Zeit gar nicht da. Denn in den Wochen um Pfingsten ist Herbert Grabe immer unterwegs. Heuer wollte er eigentlich sein 25-jähriges Jubiläum als Reiseorganisator feiern. Und wäre Ende Mai aufgebrochen. Zur mittlerweile sechzigsten Tour in seine geliebten Abruzzen. Mit einer von ihm geführten rund 30-köpfigen Gruppe.

Aber dieses Jahr ist kein normales Jahr. Seitdem sich die ganze Welt im Ausnahmezustand befindet, hat sich auch unsere

Sprache verändert. 2020 ist nicht mehr das Jahr des Indikativs. Es ist das Jahr des Irrrealis.

Also, weil heuer das Jahr ist, in dem sich alle Gewissheiten auflösten und sämtliche Terminkalender in die Altpapieronne flogen, marschiere ich an diesem Samstagnachmittag vor Pfingsten mit Herbert Grabe los. Unser Ausgangspunkt ist die erste Bushaltestelle, die man erreicht, wenn man von Regensburg nach Donaustauf fährt. Wir wollen eine Runde drehen und uns auf

den nächsten Kilometern durch sein Leben ratschen.

Seit ich ihn im letzten Sommer kennengelernt habe, als Beiträger zu der wunderbaren kleinen Ausstellung „Wilde Räume“ im Chinesischen Turm in Donaustauf, stehen wir im Austausch. Dort hatte er gemeinsam mit der ebenfalls ortsansässigen bildenden Künstlerin Kirsten Wesemann vor allem großformatige Fotoarbeiten ausgestellt. Ganz fantastische, der Natur abgerungene Aufnahmen sind das: Eine zeigt einen hung-

rigen Wolf in den winterlichen Abruzzan. Eine andere von atlantischem Salzwasser überschäumte Basaltformationen auf den Kanaren. Oder auch wilde, farbenprächtige Frauenschuh-Orchideen im Grenzbereich zwischen der Oberpfalz und Mittelfranken.

Das ist auch die Gegend, aus der Herbert Grabe stammt. 1954 in Auerbach geboren, im Nordwesten der Oberpfalz, folgte sein Leben einer Linie, die ihn sukzessive in Richtung Süden verpflanzte. Sulzbach-Rosenberg und Amberg waren die ersten Stationen weiterführender Schulen. Später studiert er in Regensburg, war in Wiesenfelden für die Erwachsenenbildung beim Bund Naturschutz tätig und baute sich mit seiner Familie ein Haus in Donaustauf.

Wer sich nur der vordergründigen Schönheit dieser Bilder hingibt, ist bei einem notorischen Entdecker wie Herbert Grabe auf dem Holzweg. Denn ebenso fängt er die Geheimnisse der Wildnis ein. Und erweitert so das Spektrum des Sichtbaren ins Unendliche. Mittels seiner Bilder erzählt er uns etwas über Schattenseiten und Grenzerfahrungen. Über Bedrohungen und Gefahren und damit über jene schmale Linie, die das Ästhetische vom Existenziellen unterscheidet und die damit das Trennende definiert, zwischen Leben und Tod.

Dass Bilder solche Tiefenwirkungen zu entfalten vermögen, das hat er ganz früh schon gelernt: Noch als Schüler hat er an der „Famous Artist School“ – einer amerikanischen Einrichtung, die per Post ihre Lehrbriefe versandte – die Grundbegriffe des Malens und Zeichnens erworben. Der 12-Jährige erfreut die Eltern mit einem Wintertou-Fresko. Einem anderen Impulsgeber wird er ans Grab folgen: Als der vormalige Studentenführer Rudi Dutschke am Heiligabend des Jahres 1979 stirbt, da pilgert er mit seinem Freund Ulli nach Berlin, zur Beerdigung. In dieser Zeit hat er auch schon Italien bereist, der Liebe wegen. Und hat in Trento, an der soziologischen Fakultät, Professoren entdeckt, die eine pragmatische Lesart linker Ideen predigen. Italienische Freunde werden ihn bald als „Radikalen“ bezeichnen – ein Gedanke, der dem auch damals schon vor allem pragmatisch orientierten Oberpfälzer eher fremd ist. Und

der nur so zu erklären ist, dass jenseits der Alpen der „Radikalismus“ einen politischen Nebenstrom bezeichnet, der seinerseits dem Ideenpool des Liberalismus entsprungen ist.

Seit einem Vierteljahrhundert bereist er nunmehr die Abruzzan, jene Gegend Italiens, die Herbert Grabe als das „Wilde Herz“ des Stiefels bezeichnet. Zentral gelegen, an der Nahtstelle zwischen Nord und Süd, vereinigt die Provinz wilde Berglandschaften und das, was man romantische Strände nennt. An seine erste Begegnung erinnert er sich, als wir am Fuß der Walhalla ankommen und kurz innehalten. Gelegenheit, die Aufnahmefunktion des Smartphones auszulösen und mitzuschneiden: „Bei meiner ersten Reise in die Abruzzan, da hielt der Bus nach Anversa für einen Blick in die tiefe Schlucht des Sagittario, im Hintergrund das Gebirge der Majella. Da hatte ich für einen bewegenden Moment das Gefühl: Jetzt fängt etwas Anderes an, wir dringen in die Wildnis vor.“

Womit wir auf dem eigentlichen Terrain des Herbert Grabe gelandet wären. Auf jenem Pfad, den er als Cicerone, als Reiseführer absolviert und der ihm im Lauf der Zeit jenes Mehr offenbart hat, das hinter das bloße Vordergründige blicken lässt. Der ihn hinaufführt auf jenen Grat, der die feinen

Unterschiede markiert. Und der konkurrierende Italienbilder sichtbar werden lässt.

Denn Herbert Grabes Italiensehnsucht reicht weit über den traditionellen und althergebrachten Kulturbegriff hinaus. Natürlich ist da das „Dolce Vita“ – aber das ist für ihn immer nur denkbar in Ergänzung mit der „Wildnis“. „Wenn man was über Italien liest, dann hat das alles mit Kultur zu tun und natürlich auch viel mit dem Essen. Und das ist ja auch alles toll! Katharina von Medici war's, die als Exportartikel die Esskultur nach Frankreich gebracht hat.“ Selbstredend spielen auch Gasthöfe und deren Kultur eine wesentliche Rolle bei seinen Reisen, in Gestalt der Trabocchi etwa, vormaligen technischen Einrichtungen, die das Fischen im flachen Küstengewässer der Adria erleichterten und heute als gastronomische Plattformen dienen.

Das Italien, das sich Herbert Grabe in jenem oben geschilderten Moment Mitte der Neunziger offenbarte und das er seither im Herzen trägt, das umfasst aber viel mehr: „Italien hat dieses große Gebirge, den Apennin, zu bieten. Der beschreibt einen Bogen, der 1400 Kilometer lang ist und damit die Alpen um eine Länge von 200 Kilometern schlägt. Und der voll ist mit Bären und Wölfen, mit Adlern und mit

Foto: Herbert Grabe



Geiern! Und dass es auf den Gipfel des Gran Sasso bis auf 3000 Meter hoch geht, wer weiß das schon?“

Was also macht ein solcher Reiseführer in Zeiten, in denen die Wildnis in Gestalt eines Virus pandemisch zuschlägt? Und dafür sorgt, dass die Kultur des Umherfahrens und des Erkundens in Frage gestellt wird beziehungsweise erstirbt, zumindest für eine bestimmte Frist? Weil er sich sein Leben lang schon als Künstler begreift, besinnt er sich auf die Kultur und die Tugenden des Schreibens. Und beginnt nunmehr ein fiktives Tagebuch. „Fiktiv“ heißt in diesem Fall aber nicht „erfunden“. Das Fingieren beschränkt sich hier aufs Arrangieren und

aufs neu Zusammenpuzzeln – und zwar all jene Teile, die seinem persönlichen Erfahrungsschatz entstammen, der in all den Jahren angewachsen ist. Ob er verzweifelt ist wegen des Stillstands, will ich von ihm wissen. Da haben wir die Walhalla schon hinter uns gelassen und sind unterwegs, bergab, in Richtung Salvatorkirche. „Es kommt doch immer drauf an, wo man geistig ist!“, antwortet er so lapidar, dass der Satz etwas Gravitätisches bekommt.

Dieses Tagebuch lässt sich nachlesen auf der Homepage von Herbert Grabe. Auch an dem Samstag, an dem ich ihn besuche, setzt er sich abends noch hin und beginnt, seine Erinnerungen zu befragen.

„Wegen der Begeisterung über die Schätze des italienischen Kulturerbes, der interessanten Menschen und ihrer schönen Sprache und nicht zuletzt wegen des guten Essens dachte ich schon seit langem darüber nach, wie lange ich noch ausschließlich in Deutschland bleiben sollte. Wenn Arkadien rief, folgte ich gerne der lockenden Stimme des Südens. Ich wollte zu den blühenden Zitronen, in die Bilderwelten, die Federico Fellini, die Brüder Taviani und Lina Wertmüller geschaffen hatten, wollte in einem Haus am Meer überwintern und die Galeria Umberto in Neapel zu meinem Salon machen. Wo sonst in Europa konnte man zwischen der Ticketabgabe und dem Bezahlen der Autobahngebühr mit dem Angestellten im Mauthäuschen über Anarchismus diskutieren? Wo sonst gab es ein Land, in dem sich alles aufs Beste fügte, weil der Blick auf die Schatten der tyrrhenischen wie adriatischen Sonne durch geliebte Symbole und bewunderte Inhalte verstellt war? Italien war einzig, schien gelobtes Land und dennoch ließen die Äste mit den Zitrusfrüchten, die knorrigen Stämme der alten Olivenbäume, die Steineichen auf den urbanen Plätzen und die Buchen in den Wäldern des Apennins eine Ahnung in mir wach werden, die mich schon seit etlichen Jahren auch in Deutschland begleitete. Fehlte da nicht etwas im Konzert? Vom Brot alleine musste ich nicht leben, aber genügte mir meine Variation des Dolce Vita? Hatte ich gefunden, was ich suchte?“

Da taucht es wieder auf, dieses breitgestreute Interesse, dieses Kreuzundquerdenken des Pragmatikers Herbert Grabe – und die Bereitschaft, andere teilhaben zu lassen an seinen Erkenntnissen. Im letzten Jahr hat er in Regensburg im Verwaltungsgericht mit „Transumanza“ eine weitere Ausstellung gezeigt: Gewidmet ist sie einem seit den Tagen der Antike bestehendes Wegesystem, das von Schäfern genutzt wurde, um während des Sommers in den Bergen zu weiden – und anschließend in südlichen Gefilden zu überwintern.

Vielleicht bergen ja gerade solche Traditionen auch Lösungen für unsere fragile Gegenwart?

Wasser mit Basalt (El Hierro)

Foto: Herbert Grabe

